



Max P. Watenphul

Radierung

Den „Fröhlichen Rheinländer“,* den „Springinsfeld von vierzig Jahren“ hat Heinrich Manns ätzender Stift in dem jungen Ende der „Jagd nach Liebe“ porträtiert. Dieser Maler, der vom unverstellten Kitsch zur Sezession übergeht, spricht also: „Nun, und meine Gabe ist es, mit glücklichem Genie einem gefälligen Publikum was Hübsches vorzumachen. Das ist die Kunst, glauben Sie mir!“

Dieser Rheinländer ist in der Tat unsterblich, nicht nur als Maler. Sternheim ward nie galliger, als da er in seinen Europa-Roman das Kapitel des Rheinländers hineinbaute, des streberischen Preussen, der auch als Student nichts als Karriere im Sinne hat. Es ist eine sehr lieblose Kritik, die hier geübt wird, aber sie hat ihre Berechtigung, wenn auch als „Rheinisches“ geschädert wird, was wesensnahe, ja in gleicher Form, in anderen Deutschen lebt. Solche Äusserungen stehen in augenfälligem Gegensatz zu der Selbstverherrlichung, die in den Ländern am Rhein mit Vorliebe auf Kosten norddeutscher Landsleute ausgeübt wurde. Die echte, heute noch lebendige Romantik der Rheinlandschaft hat hier

eine Verzerrung erfahren, die Widerspruch herausfordern musste.

Aber es gibt ein anderes Rheinland und einen anderen Rheinländer, von dem weder Mann noch Sternheim zu wissen scheinen. Das Rheinland, das sich in Hölderlins gewaltigstem Gedichte spiegelt, es lebt noch heute. Des Rheinstroms befruchtende Kraft, die Fülle der Landschaft mit ihren Weinbergen und Rosengärten, all das Herzstärkende, das sich dem Touristengewimmel versteckt, in Seitentälern birgt, die weite Ebene des Niederrheins, wo Cleve, Emmerich, Xanten der Wiederentdeckung harren, dies alles hat ein Geschlecht herangezogen, das dankbar, ohne Prahlerei, der Heimat ergeben ist, fern jenem Fanatismus der Enge, der den Begriff Heimatkunst zum Spottwort verzerrte. Längst hat den Drang nach allzu leichtem Lebensgenuss der gerade vom Preussentum anerzogene Sinn für Sachlichkeit und ernste Arbeit verscheucht. Das in grossen Teilen industrialisierte Rheinland verspart sich, was nach Romantik aussieht und klingt für spärliche Festtage. Gern geht es allzu Gefälligem aus dem Wege. Die künstlerische Jugend ist selbst im traditionsstarken Düsseldorf nicht minder radikal als in Berlin und Dresden etwa. Radikal in Gesinnung freilich mehr als der eigentlichen Kunstübung, die ererbten Geschmack, und sei es auch nur Geschmäcklertum, selten ganz vermissen lässt.

Ein wirklicher Dichter, der Rheinländer Josef Ponten, hat besser als je ein anderer, das Verhältnis dieser jungen Generation zu dem gekennzeichnet, was einst als „Romantik“ dem Rhein so verwachsen war wie der Rebstock, jene Romantik, die in der Kunst in dem spärlichen Werk des prachtvollen Föhr ihr Höchstes gab und die dann als Spätromantik alle, aber auch alle Keime des gefährlichsten Kitsches barg. „Aber auf das jüngere Geschlecht wirkt die süsse Romantik nicht mehr, die den Müttern und selbst den geschäftstarken Vätern auf der Hochzeitsreise noch eine Träne der Rührung entlockte. Es verklagt die Klage. Sein Sinn spannt sich auf die Seele der Dinge mehr als auf die Erscheinungen, und es fühlt sich dem Fürchterlichen näher als dem Gefälligen.“ (Ponten, Die erste Rheinreise.)

Walter Cohen

Einleitung zu seinem *Macke-Buch* (Klinkhardt & Biermann)

* Anlässlich der Eröffnung der Kölner Galerie Flechthelm am 1. Dez. 1922 (Schildergasse 69-73, Ecke Antonsgasse).